

Leseprobe 1

George M. Grow

Mystery-Thriller

„HOSTAGE GAME /

Hüter des Lichts / Ein Schreibwettbewerb um 25 Millionen – und die Zukunft der Menschheit“

Zwischen London und dem verwaisten Landgut Ashdown Manor im Süden Schottlands, Gegenwart, S. 190



STUNDE DER VERZWEIFLUNG

Kurz hatte ich das Gefühl, die Einöde verfolgt mich. Zuerst das allgegenwärtige Weiß im vorigen Zimmer und seine Aussicht auf die langweiligen Felder — ein Weiß, das nicht inspirierte, sondern jeden Gedanken wie mit einer Schneeschaukel vom Hof räumte. Und jetzt, im orange-goldenen Salon, wo alles

anders, bunter, inspirierender sein sollte, nichts als Nebelsuppe vor den Fenstern.

Die Fensterscheiben waren so undurchdringlich weiß, als hätte jemand sie nicht mit Leinöl poliert, sondern mit Deckweiß bepinselt, großzügig, zweimal überstrichen, damit bloß kein Horizont durchscheint. Man hätte von innen dagegen hauchen können, und selbst der Atem wäre unsichtbar geblieben: Weiß auf Weiß. Und wenn man den Balkon betrat, war es nicht besser. Weiß. Alles weiß. Ein Balkon, der sich nur durch das sanfte Knirschen der Steinplatten unter den Füßen bemerkbar machte, als wolle er flüstern:

„Ich bin noch da. Du auch?“

Ich hatte die Tür also für nichts und wieder nichts von ihren Barrikaden befreit. Kein Panorama, keine Aussicht, kein Schlosspark bis zur schottischen Grenze. Nichts. Nur Watte.

Doch wenigstens bot das Zimmer Annehmlichkeiten.

Der Kamin knisterte, als würde er mir mit jedem trockenen Knack eine kleine Verbeugung machen. Die Flammen bewegten sich wie zwei alte englische Damen, die sich gegenseitig Geschichten zufächeln. Die Wärme war wohnlich, ein wenig mütterlich, als würden mich unsichtbare Arme umfassen und mir zuflüstern, ich solle ruhig bleiben, schreiben, weiteratmen.

Und da stand ein alter Plattenspieler, mit einer Drehschale, die schon bessere Zeiten gesehen hatte, aber noch immer im Dienst stand. Daneben ein Stapel Vinyls, keine neuen Pressungen, sondern Originale, mit Patina, mit Geschichte, mit

leicht zerknisterten Rändern, die nicht nur Musik, sondern Atmosphäre abgaben.

Klassiker zwischen 1920 und 1960 — genau jene Jahre, in denen Menschen noch Musik machten als stünde das Glück vor der Tür, ohne dass es klingelt.

Es fiel mir leichter, zu schreiben, wenn Musik lief.

Stille ist bedrohlich. Sie wirkt wie ein leerer Raum, in dem man sich selbst zu laut hört. Musik dagegen ist Schmierung. Sie macht Gedankengänge geschmeidig, sie reibt die Zahnräder des Bewusstseins mit einer dünnen Schicht Improvisation, Harmonie, Herz. Und außerdem: Ein Schriftsteller, der in völliger Stille schreibt, hört irgendwann nur noch seine eigenen Fehler kauen.

Also legte ich ein paar Platten auf, die ich im Stapel fand:

Fats Waller — Ain't Misbehavin', 1943

John McCormack — All Alone, 1924

Alleen Stanley — All By Myself, 1921

The Savoy Orpheans — Baby Face, 1926

Ruth Etting — I'm Nobody's Baby, 1927

und natürlich Rachmaninov, der in jedem gut sortierten englischen Underground-Salon wohnen muss wie eine Art akustischer Ehrenbürger:

frühe Synthesizer-Musik aus den 1930ern.

Die Nadel setzte auf, ein sanftes Knistern, wie das Räuspern des Zimmers, bevor es zu sprechen beginnt — und dann schwebte Musik in den Raum, füllte jede Ecke, tanzte mit dem Feuer im Kamin und setzte

sich wie ein unsichtbarer Begleiter an meinen Schreibtisch.

Das Schreiben floss mir plötzlich wieder.

Nicht schnurgerade, sondern spielerisch, wie ein Boot, das im Nebel dennoch den Weg findet, weil irgendwo im Hintergrund ein Saxophon die Richtung vorgibt.

Abgesehen von der Musik bin ich in dem goldenen Zimmer nicht allein. Von den Wänden blicken mich Augen an — glänzend, schlau, ironisch, manchmal auch leicht verwirrt. Eine ganze Kollektion Schwarz-Weiß-Fotografien. Kein einziges dieser Bilder ist beiläufig. Keines harmlos. Allesamt sind sie inszenierte Augenblicke, eingefrorene Exzentrik, die hier einmal gelebt, geatmet, gelacht und vermutlich geflüstert hatten.

Ich merkte sofort: Diese Männer und Frauen waren nicht bloß Gäste. Sie waren Mit-Verschwörer.

Foto links oben:

Ein Rasenpicknick unter uralten Bäumen.

In der Mitte: Sir Archibald, der mathematische Mystiker, eine Glatze, so poliert, dass man darauf hätte Schach spielen können. Er hält ein gekochtes Ei in der Hand, als wäre es der Stein der Weisen, und lächelt wissend. Neben ihm liegt eine Notiz:

„ π in der Schale. Gott im Dotter.“

Seine Augen sagen: Er hat etwas gefunden. Etwas Unanständiges. Im Ei.

Foto rechts daneben:

Olivia Beaumont. Schön, beinahe ätherisch.

Sie sitzt auf einer niedrigen Steinmauer und spricht mit einem Fuchs. Hinter ihr steht eine sehr bleiche

Figur in viktorianischem Mantel, ohne Schatten, obwohl alle anderen Schatten werfen. In Olivias Tagebuch hätte man vermutlich lesen können:

„Er kommt nur, wenn es windstill ist.“

Es war windstill auf dem Foto.

Foto rechts außen: Eine Séance im Salon.

Hände im Kreis, Kerzen, eine schwere Tischdecke. Und in der Mitte des Kreises liegt ein aufgeschlagenes Buch, die Seiten bewegen sich, als hätte jemand darin geblättert. Niemand rührt sich. Doch eine Seite hebt sich leicht. Es sieht aus, als würde das Buch atmen.

Foto Mitte-rechts:

Eine Tarot-Legung auf dem Rasen.

Sieben Karten: Der Narr, die Hohepriesterin, der Turm, der Mond, die Sonne, die Liebenden, der Tod.

In der Mitte sitzt eine ältere Dame mit Federhut, die den Turm mit einem Lorgnon betrachtet.

Daneben liegt ein Papagei, sehr lebendig, der anscheinend versucht, die Sonnentafel zu stehlen.

Foto zweite Reihe Mitte:

Reverend Phineas Crowe, der Exorzist.

Er kniet über einem Patienten, der auf einem Tisch liegt. Über dem Mann schwebt ein kleiner Nebel, wie ein Rauchkringel ohne Zigarette.

Am unteren Rand steht in Tinte:

„Evil isn't evil here. It's just old and bored.“

Ich fröstelte. Die Handschrift war elegant.

Foto links:

Lady Seraphina Morland, in ei-

nem langen Kleid aus Silbergewebe.

Sie raucht eine Langstielzigarette, die Asche hängt gefährlich lang. Auf dem Marmorsockel, auf den sie sich lässig lehnt, steht handschriftlich:

„Hüterin des Untergeschosses.“

Das Wort kratzte im Hinterkopf. Untergeschoss?

Foto links unten:

Eine Gruppe im Park, lachend, plaudernd — alles ganz harmlos. Und doch schwebt über ihnen ein Regenschirm, völlig ohne sichtbare Hand. Alle schauen weg, als hätten sie sich geeinigt, nicht über den Regenschirm zu sprechen.

Foto rechts-unten:

Die schockierendste Aufnahme: Fünf Personen stehen im Kreis, Hände erhoben.

In der Mitte schwebt eine Person.

Die Schuhe frei über dem Boden. Eine Frau hält einen Salzstreuer, als würde sie die Luft würzen.

Niemand wirkt überrascht.

Als sei das hier normaler Alltag.

Ich betrachtete diese Bilder lange. Drei Mal. Vier Mal. Und erst dann dämmerte mir der entscheidende Punkt:

Unter jedem dieser Gruppenfotos, ganz klein, fast übersehen, stehen Initialen, Kürzel — und wieder und wieder taucht ein Wort auf:

„U.G.“

Untergeschoss.

Untergeschoss?

Ist das der Name einer Sekte oder eine Ortsangabe?

Oder beides?

Warum zum Teufel habe ich dieses Wort übersehen?

Warum erwähnte Lady Morland es so nonchalant, als würde man

über eine Speisekammer reden?

„Hüterin des Untergeschosses.“

Warum Hüterin?

Und warum habe ich bisher noch keine einzige Tür gesehen, die nach unten führt?

Ich blicke wieder auf das Bild von Lady Seraphina.

Ihr Lächeln ist nicht freundlich. Es ist wissend.

Es ist, als würde sie sagen:

„Unten ist nie leer.“

Ich schwöre, irgendwo muss ein Abgang ins Untergeschoss existieren. Seraphina Morland war doch nicht die „Hüterin des Untergeschosses“ aus rein dekorativer Mystik. Doch in all meinen Streifzügen durch das Erdgeschoss begegnete ich keiner einzigen Treppe. Keine Tür, kein verräterischer Luftzug, kein rostiger Handlauf, nicht einmal eine harmlose Klappe. Das lässt mich nicht los, also suche ich alles noch einmal ab.

Abermals klopfe ich Wände ab, beuge mich vor Bücherregale, auf der Jagd nach einer Scharnierlinie, und schiebe sogar einen Kasten und einen schweren Sessel beiseite. Über dem Sessel hängt das Portrait von Lady Seraphina, und sie scheint mich belustigt anzusehen: „Such nur“, sagen ihre Augen. „Das Untergeschoss findet dich, nicht du das Untergeschoss.“

Ich finde: nichts.

Ich gehe hinaus in den Garten. Es ist kalt, der Nebel hängt tief wie eine schlecht gelaunte Matratze über Gras und Büschen. Die Taschenlampe meines Handys ist reine Symbolik: sie erzeugt Licht, ohne irgendetwas zu erhellen. Ich stapfe durch feuchtes Gras, schaue hinter Sträucher, umrunde das

Anwesen. Kein verschimmelter Bretterdeckel, kein schiefer Schacht, nicht einmal ein lockerer Stein.

Ich spüre nur die Blicke des Hauses im Rücken. Die Schatten im Nebel wirken lebhafter als ich. Und ich bin beinahe enttäuscht, dass mich kein Gespenst anspringt. Kein „Hund von Baskerville“, kein Werwolf, obwohl erst gestern Vollmond war. Einen Revolver mit Silbermunition habe ich natürlich auch nicht dabei — das wäre zu einfach. So stehe ich in der feuchten Nacht, halb frierend, halb hoffend, und werde vom Übernatürlichen demonstrativ ignoriert.

Ich ertappe mich bei einem Wunsch, den ich lieber nicht zu laut formuliere:

dass mir endlich etwas zustößt. Nur mir. Etwas, das den anderen Erben nicht passiert. Eine schwebende Erscheinung, eine Kratzspur, ein Wispern, eine Hand auf meiner Schulter, die nicht meine ist. Für die 25 Millionen würde ich Frankenstein oder Venom höchstpersönlich die Tür öffnen und ihnen anbieten, mich zu erschrecken. Eine gute Geschichte erfordert Opferbereitschaft.

Denn meine Zukunft hängt an dieser Story. Und nicht nur die Zukunft, sondern auch sehr diesseitige Probleme:

neue Schuhe wären angenehm. Und Mister Roberts, mein Vermieter, sieht mich schon zu oft mit diesem „ich kann die Miete erklären“-Gesicht. Wenn also irgendwo Spuk stattfindet, dann bitte hier. Jetzt. Im Nebel, mit kalten Fingern und dieser lächerlichen Handy-Lampe.

Doch nichts geschieht.

Nur die Stille antwortet — gleichgültig, tief.

Und gerade das macht sie verdächtig.

Ich schwöre, es geht nicht nur um meine literarische Zukunft. Es geht um meine Frau. Meine Ex-Frau. Meine Noch-Nicht-Ganz-Für-Immer-Ex-Frau. Sie hat mich vor zwei Monaten verlassen, nicht aus Mangel an Liebe, sondern aus Mangel an allem anderen. Wie sie sagte: Ich sei „hoffnungslos verarmt“ — ein Ausdruck, der so präzise ist wie ein chirurgischer Schnitt. Ein Leben mit mir sei „eine Folterkammer der Entbehrung“, was poetischer klingt als jeder meiner Romane. Sie hat Recht. Ich kann sie ausgezeichnet verstehen. Wer mit mir zusammenlebt, lebt nicht im Elend, nein, man lebt im Elend mit literarischem Anspruch, und das ist schlimmer. Es gibt keine Not, die nicht ausgeschmückt wird, keine Tragödie ohne Fußnote.

Frauen wie sie müssen sich vor der Liebe hüten. Sie verlieben sich wie andere Leute stolpern. Ein falscher Schritt — und schon liegt man da, mit Herz in der Matsche. Verlieben sie sich in einen wie mich, erwartet sie ein Leben voller Sorgen. Verlieben sie sich in den Falschen, erwartet sie das Gleiche, nur ohne charmante Dialoge. Sie sagte beim Abschiedssatz, ich solle mich beeilen, Geld zu verdienen. Wenn ich welches hätte, möge ich mich melden. Sie käme zurück, sofern sie bis dahin nicht eine neue Liebe, eine neue Wohnung, eine neue Nation oder ein neues Universum gefunden habe. Ich gab ihr recht: Liebe ist schön, aber 25 Millionen sind schöner.

Darum brauche ich die 25 Millionen. Und darum brauche ich eine Geschichte, die so einschlägt wie ein schlecht gesicherter Kronleuchter im Ballsaal. Denn meine Mitbewerber sind keine schreibenden Laien, keine gequälten Hobbyisten. Es sind Koryphäen der Erzählkunst, preisgekrönte Nachtigallen der Literatur, Bestsellerautoren mit eigenen Fans, die sie hassen dürfen. Ich hingegen habe nur meine Verzweiflung und den Nebel. Ich will meine Sara zurück. Und für diese Liebe schiebe ich Sessel, klopfe Wände ab, öffne verrostete Türen und suche nach verborgenen Treppen. Ich wittere es: dieser Ken Winehouse ist ein Rätsel, das größer ist als ein Manuskript über spirituelle Ausdünstungen eines beleidigten Möchtegernschriftstellers. Da liegt ein Duft in der Luft — kein Parfüm, eher Schimmel, Staub und Abenteuer.

Vielleicht ist der Schreibwettbewerb nur Tarnung. Vielleicht brachte man uns hierher, um Winehouse zu retten. Vielleicht sitzt er auf dem Dachboden hinter der Metaltür, geknebelt von Erpressern, die ihn an seinem Manuskript hindern, weil dessen Inhalt das Universum gefährdet. Vielleicht ist er im Untergeschoss eingesperrt und klopft seit drei Jahren Morsezeichen, die niemand hört, weil alle glauben, es seien die Rohre. Vielleicht sind es Geister, die ihr Haus zurückhaben wollen, vielleicht Werwölfe, vielleicht ganz gewöhnliche Kidnapper mit schlechten Zähnen.

Mir ist alles recht. Geiselnehmer, Mörder, Gespenster, Werwölfe, Frankensteins, Vampire, Engel, Dämonen, Gott höchstpersönlich —

wer immer auftritt, möge es bitte bald tun. Ich brauche ein Spektakel, eine Sensation, einen Stoff, der sich verkauft wie warme Brötchen.

Alles, was ich verlange, ist die beste Geschichte.

Die Liebe kann warten.

Aber nicht zu lange.

Mist. Entweder schreibe ich jetzt das Buch meines Lebens — oder alles ist egal. Entweder stellt sich das Schicksal mir zur Verfügung, oder es lässt mich fallen wie einen ausgebrannten Streichholzstummel. Entweder hilft mir Glück, Zufall, Gott oder irgendeine andere kosmische Kraft, oder ich kann alles begraben: meine Zukunft, meine Hoffnungen, meine literarische Laufbahn, mein Liebesleben. Dann spuke ich eben als blasses Phantom über Ashdown Manor, ruckle nachts an den Türklinken und raschele mit Vorhängen, damit wenigstens jemand Notiz von mir nimmt.

Oder, und das wäre eigentlich viel besser: Winehouse selbst taucht auf. Dieser alte Kacker. Dieser verdammte Pforzer. Komm schon, Alter. Zeig dich! Lass uns das gemeinsam schreiben — dein Leben, mein Leben, unser Drama, unser Meisterwerk. Gib mir Stoff, gib mir Beweise, gib mir eine kalte, bleiche Hand auf die Schulter, damit ich weiß, dass du nicht nur ein literarisches Gerücht bist. Worauf wartest du, Hundesohn? Zeig dich, jetzt! Jetzt!

Und in genau diesem Moment läutet die Essensglocke.

Ein langes, tiefes, unerbittliches Geläut, das sich in den Raum schneidet wie ein Messer.

Ich zucke zusammen. Ich habe

die Zeit vollkommen vergessen. Hinter den Fensterscheiben lauert kein Weiß mehr, kein Nebel, kein Grau — nur Schwarz. Tiefes, bodenloses Schwarz. Es muss sieben Uhr sein. Dinnerzeit. Gleich versammeln sich alle neun Schicksalserben zum dritten Abend in Folge um diesen großen Tisch, wie in einer altmodischen Theateraufführung mit zu vielen Charakteren.

Und ich kenne diese Leute. Einige von ihnen sind große Menschendarsteller. Die Art von Menschen, die beim bloßen Servieren einer Suppe ein psychologisches Drama abfackeln können. Ich will ihnen nicht mit einem verrückten Gesicht gegenüber treten, mit meiner Stirn voller Geschichten, meinen Augen voller fiebriger Suche. Ich muss mein Gesicht waschen. Ich darf ihnen keine Inspiration liefern, nicht zeigen, wo ich gefischt habe, nicht zeigen, wie weit draußen meine Rute gerade im dunklen Teich hängt.

Ordnung mag die eine Hälfte des Lebens sein.

Aber die zweite ist Täuschung.



[Link Buchladen Amazon](#)



Copyright © 2011-26 GEORGE M. GROW
AKA GEORG PFANDLER A-1210 Wien.

Lizenzverlag KWC Editorial

Diese Leseprobe kann unverändert gerne an Dritte
weitergegeben werden.